

# Die Schlenzigs - meine Familie von 1610 bis heute

In der Schulzeit zählte Geschichte nicht zu meinen Lieblingsfächern. Bücher über Personen jedoch, die Geschichte schrieben, waren immer eine spannende Lektüre. So erinnere ich mich heute noch an "Magellans Page" und den historischen Bezug - ein Buch, das ich um 1960 gelesen habe.

Magellan hat den Weg zwischen Feuerland und dem südamerikanischen Kontinent entdeckt, um vom Atlantik in den Pazifik zu gelangen: die Magellanstraße, die wir in 2017 besucht haben und die durch den Panamakanal massiv an Bedeutung verloren hat.

Zufall, dass wir heute im Land am Panamakanal wohnen, der genau diese Verbindung tausende Meilen kürzer und ungefährlich macht?

Unsere Kinder und Enkel sollen hier einen kleinen Einblick in unsere unspektakuläre Familiengeschichte erhalten, den Bezug zu Ereignissen der jeweiligen Epoche herstellen und sie ermuntern dieses Buch fortzuschreiben.

Wo kommt unsere Familie und der Familienname her?

Vor Jahren fiel mir ein Dokument in die Hand, dass während des Dritten Reichs zum Nachweis der "arischen" Abstammung benötigt wurde und einen kurzen Ausschnitt aus der Linie meiner väterlichen Vorfahren zeigte. Das machte mich neugierig und ich versuchte mehr zu erfahren. Sehr hilfreich war dabei der Pfarrer der Kirche zu Wintersdorf in Thüringen, der mir entsprechende Auszüge aus den Kirchenbüchern beschaffte. So konnte ich die Linie bis etwa ins Jahr 1740 zurückverfolgen.

Auf dem Friedhof von Wintersdorf befindet sich noch die verwilderte Grabstelle von Max und Milda Schlenzig. Max wurde am 8. Dezember 1879 als Sohn des Grubenarbeiters Gustav Schlenzig (geb. 1844) geboren und ist zugleich jüngerer Bruder des am 6. August 1873 geborenen Oskar Schlenzig.

Oskar ist mein Urgroßvater, der von Wintersdorf nach Gotha gezogen sein muss, wo mein Opa Rudi Fritz Schlenzig zur Welt kam.

Die Übersicht über die ganze Linie befindet sich am Ende des Büchleins.

Im Oktober 2015 schaue ich mir die exzellente TV-Dokumentation „Die Deutschen“ an. Als darin die Schlacht bei Lützen im November 1632 erwähnt wird, werde ich stutzig: Lützen liegt nur ca. 40 km von Wintersdorf entfernt und die Frage ist ja, wie unsere Vorfahren eigentlich dorthin kamen.

In der Schlacht bei Lützen kämpften die katholischen Kaiserlich Habsburger Truppen unter Wallenstein gegen die protestantischen Schweden unter ihrem König Gustav II. Adolf. Könnte unser Vorfahr in diesem Zusammenhang nach Wintersdorf gekommen sein? Hat der Dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648) unsere Familie unter ihrem heutigen Namen begründet?

In Google wird „schlenzig“ eingetragen und völlig überraschend verweist gleich das erste Ergebnis auf ein Dorf dieses Namens im ehemaligen Westpommern, unweit der Insel Usedom. Der Ort soll bereits seit dem 9. Jahrhundert bestehen. Heute: Slowiensko.



Die schwedischen Truppen unter König Gustav II. Adolf waren am 6. Juli 1630 auf Usedom gelandet und zwangen u.a. Pommern in einen Bündnisvertrag, was stets die Bereitstellung von Truppen, Waffen und Versorgungsgütern bedeutet. Auf diese Weise muß auch mindestens ein Mann aus dem nur 80 km von Stettin entfernten Schlenzig (Slowienseko) zum Kriegsdienst eingezogen und in die schwedischen Truppen aufgenommen worden sein. Er sollte seine Heimat nie wiedersehen.

Anders als König Gustav II. Karl von Schweden überlebte der aus Schlenzig die Schlacht bei Lützen und blieb in der Gegend.

Auf die Frage „Wo kommst du denn her?“ hat er korrekt mit „Schlenzig“ geantwortet. Er war also „der aus Schlenzig“, oder kurz „**der Schlenzig**“.

Der Ur-Schlenzig muss um **1610 in Schlenzig/Westpommern geboren** sein und sich 1630 freiwillig oder unfreiwillig den nach Südwesten ziehenden Truppen des Schwedenkönigs angeschlossen haben.

**Unsere Enkel bilden damit die 16. Schlenzig-Generation.**

## Kapitel 1      Geografische Herkunft und heutige Verteilung

Der Familienname **Schlenzig** entstand also nachvollziehbar 1633, nach der Schlacht bei Lützen und hat sich seitdem verbreitet. In Deutschland gibt es mehr als 100 Familien zwischen Hamburg und München, die meisten jedoch in Thüringen. Mit Hilfe des Internet wurde auch eine Wissenschaftlerin dieses Namens in Kalifornien gefunden (Jennifer Schlenzig).

Am populärsten ist wohl der Berliner Klaus Schlenzig, der in den 70ern und 80ern ein verbreiteter Autor von Elektronik-Fachartikeln war. Da Elektronik auch mein Fach war, kam sehr oft die Frage, ob ich selbst dieser Autor oder zumindest verwandt sei. Ich habe diesbezüglich keine Ermittlungen aufgenommen. Allerdings ist davon auszugehen, dass alle Träger dieses Namens ihre Wurzeln ins thüringische Wintersdorf zurückverfolgen können.

## Kapitel 2      Warum die männliche Linie verfolgt wird

Wer die Darstellung der Abstammung verfolgt, könnte fragen, warum alles auf die Männer in dieser Sippe ausgerichtet ist. Das liegt daran, dass der Familienname für Identifikation und Identifizierung steht. Vereinfacht auch dadurch, dass in früheren Jahren die Familie stets den Namen des Mannes übernahm. Die Abkommen heutiger Patchwork- und Doppelnamen-Familien werden es später schwerer haben, ihre Abstammung zurück zu verfolgen. Fakt ist natürlich auch, dass die aus unterschiedlichsten Sippen angeheirateten Frauen immer neue Gene, damit Variation und Vielfalt einbrachten. Ein großes Dankeschön deshalb an all die glücklichen Frauen, die über die Jahrhunderte einen Schlenzig heirateten und mit ihm Nachkommen hatten:

Justina, geb. Oswaldin	geheiratet ca. 1800
Christiane, geb. Walter	geheiratet 12.2.1822
Sophie, geb. Bernstein	geheiratet 22.1.1844
Therese, geb. Schönemann	geheiratet ca. 1870
Wilhelmine, geb. Groß	geheiratet ca. 1895
Minna, geb. Baacke	geheiratet ca. 1918
Luise, geb. Wendel	geheiratet 3.4.1947
Christine, geb. Barthel	geheiratet 27.6.1970
Susanne, geb. Fleischer	geheiratet 7.8.1995
Leila, geb. Hammad	geheiratet 18.7.2008

### Kapitel 3 Eltern und Großeltern väterlicherseits

Mein aus Gotha stammender Großvater Rudi lebte in Ruhla mit seiner Frau Minna, geb. Baacke.

Rudi war 1897 geboren, ein drahtiger kleiner Kerl, der stets das Wort führte und sich gern über andere lustig machte. Er war Elektriker von Beruf und bekannt für seine extravagante Kleidung.

Wenn ich als Kind für ein paar Tage zu meinen Großeltern in die Wiesenstraße kam, war das immer ein Erlebnis. Im gleichen Gebäude waren Transformatoren für die Stromversorgung des Ortes untergebracht und ich habe heute noch (!) den Teergeruch in Erinnerung. Meine Oma putzte im Klubhaus der Ruhlaer Uhrenwerke und da hatte ich Gelegenheit dieses große Haus zu erkunden. Opa Rudi war tagsüber als Monteur unterwegs.

Über die Vergangenheit meiner Großeltern väterlicherseits weiß ich fast nichts. Rudi war sicher im Ersten Weltkrieg dabei gewesen, dazu gibt es einige alte Fotos, die ihn in Uniform zeigen. Der Zweite Weltkrieg war ihm wohl aus Altersgründen erspart geblieben, anders als seinem Sohn Rolf, meinem Vater. Viel später erzählte mein Vater mir, dass Rudi während der Stalinzeit in den 50ern wegen eines politischen Witzes auch einige Monate im Gefängnis verbracht hatte.

Minna, Rudis Frau, verstarb überraschend in 1956 mit 56 Jahren. Das war auch das erste Mal, als ich, damals gerade 7 Jahre alt, mit dem Tod konfrontiert wurde. Es war so, dass eines Abends bei uns zu Hause der Nachbar klingelte und meinen Vater zum Telefon holte. Als er zurück kam, war er sehr ernst, flüsterte meiner Mutter etwas zu und schickte mich ins Bett. Trotz Flüstern hatte ich gehört, dass "Mutti gestorben" sei. Die Mutter meines Vaters wurde im Familienkreis stets "Mutti" genannt, die Mutter meiner Mutter hieß "Mama". So lag ich dann im Bett und begann mir vorzustellen, dass ich Oma Minna nie wieder sehen sollte. Ein eigenartiger und zutiefst beunruhigender Gedanke.

Nach einiger Zeit zog Opa Rudi dann zu uns nach Steinbach-Hallenberg. Zunächst arbeitete er als Elektriker und noch heute erinnert mich ein Umspannwerk auf dem Stiller Berg an ihn, bei dessen Aufbau er dabei war. Aus Platzmangel schliefen wir eine Zeitlang im gleichen Zimmer. Das war sehr einträglich für mich, weil wir eine Wette eingingen. Wer zuerst einschief, musste dem anderen 1 Mark zahlen.

Opa Rudi schlief regelmäßig zuerst ein und ich legte ihm dann einen vorgeschriebenen Zettel auf den Nachttisch, der das bewies:

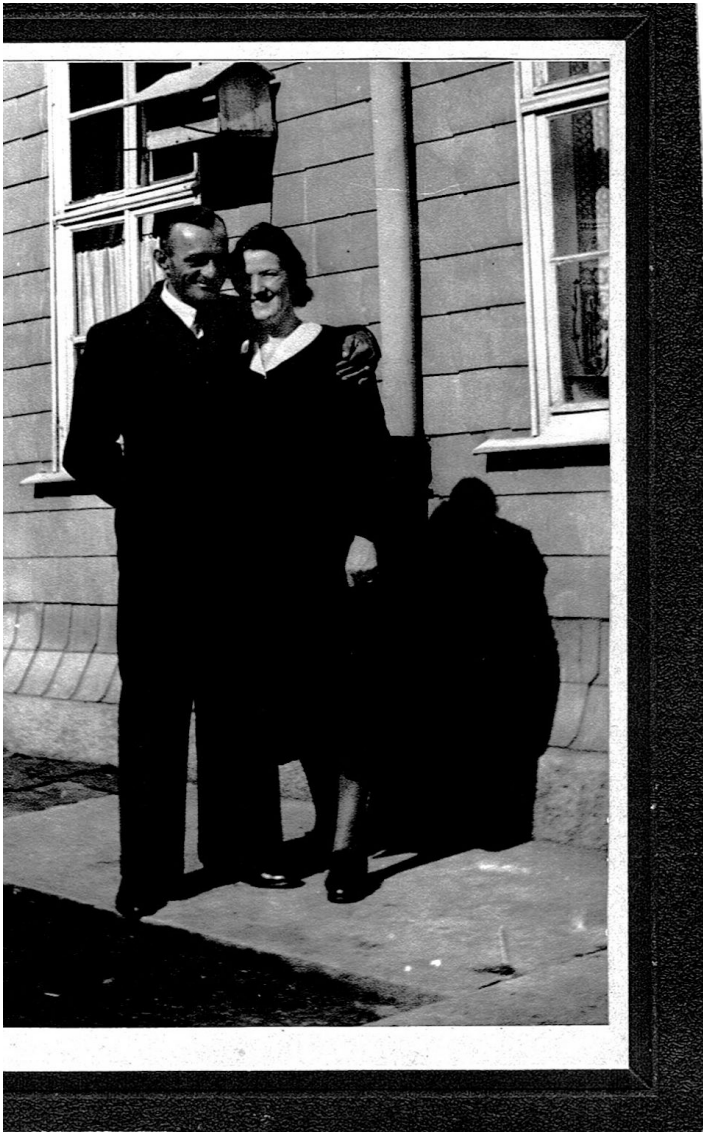
"Du bist zuerst eingeschlafen."

Als ich 16 wurde, in 1964, schenkte Opa Rudi mir ein gebrauchtes Mofa Simson KR50.

Das war eine tolle Sache. Ich lernte inzwischen an der Erweiterte Oberschule in Schmalkalden und war so bei schönem Wetter unabhängig von der Eisenbahn. Weniger gern erinnere ich mich daran, dass bei diesem Zweirad ständig die Zündkerze wegen Brücken ausfiel und ich deshalb oft mit schmutzigen Händen unterwegs war.

Schon vorher wurde Opa Rudi bei einem Freund unserer Familie, Erich König, als Maschinenarbeiter angestellt und fand auch bald eine neue Frau. Er zog bei uns aus, bei ihr ein. Am Wochenende gab es regelmäßig Besuche, mal hier, mal dort, weil sein neuer Wohnsitz nur etwa 3 km entfernt in Herges lag. Im Jahr 1969 verstarb er leider schon und die Verbindung mit seiner neuen Frau und deren Familie ging in die Brüche. Die Familie von Oma Minna, geb. Baacke, war in Ruhla ansässig und auch heute gibt es davon dort noch einige.

Meine Schwester Gisela, die 1951 in Steinbach-Hallenberg geboren wurde, suchte sich dann ihren Ehemann aus Ruhla und zog in die Heimat unserer Eltern und Großeltern väterlicherseits.



*Rudi und Minna*

Mein Vater Rolf wurde am 22.11.1920 in Ruhla geboren, als erstes Kind von Rudi und Minna. Es folgte Helga als jüngere Schwester und beide hatten zeitlebens ein sehr enges Verhältnis. Helga war meine Patentante.

Rolf ging zur Schule, machte Abitur und erlernte dann den Beruf eines Werkzeugmachers bei der Fa. Gebrüder Thiel. Diese Berufswahl prägte sein ganzes Leben.

In seiner Freizeit war er als Schwimmer aktiv und auch erfolgreich, ging später zur Marine-HJ.



Als 1939 der 2. Weltkrieg begann, wurde Rolf zur Kriegsmarine eingezogen und als Funkmaat ausgebildet. Eines seiner Lehrgangsbücher zu Grundlagen der Elektrotechnik bewahre ich auf und es besticht durch eine sehr ordentliche Handschrift.

Während des Krieges war Rolf wohl ein Draufgänger, mit mehr als einem Schutzengel. Er war eine Zeitlang im französischen Brest stationiert, auf Minensuchbooten und mit U-Booten unterwegs. Einmal flog sein Boot in die Luft und er wurde erst nach 18 Stunden aus der irischen See gerettet. Allerdings erzählte er lieber Geschichten aus der guten Zeit in Frankreich. So kannte er die Funkstation auf der Spitze des Eiffelturms, transportierte Mädchen zur Truppenunterhaltung auf die Insel Jersey ... und ich bin sicher, dass er viele Geschichten für sich behalten hat.

Meine Schwester Gisela hat Anfang der neunziger Jahre mit unseren Eltern einen Ausflug in die Bretagne gemacht und unserem Vater damit eine Riesenfreude bereitet.

Irgendwie hatte Rolf während des Krieges auf der Durchreise in Würzburg ein paar Stunden Aufenthalt. Dort sprach er eine junge Frau namens Elli Wendel an. Warum? Keine Ahnung. Allerdings war Rolf wohl schon dreimal verlobt gewesen, hatte also offensichtlich einen guten Draht zum anderen Geschlecht. Elli lud den feschen Matrosen zum Mittagessen mit nach Hause ein. Dort verguckte Rolf sich dann in ihre jüngere Schwester Luise. Pech für Elli, Glück für ihn und für uns.

Gegen Ende des Krieges war Rolf in Italien stationiert und es ergab sich, dass es Luise als Fernsprechhelferin auch dorthin verschlagen hatte. Er im Süden, sie im Norden und so setzte eine rege Reisetätigkeit ein. Verlobung natürlich, in Venedig.

Der Krieg ging 1945 zu Ende und Rolf geriet in Italien in britische Gefangenschaft. Lebenskünstler und sprachkundig wie er war, brachte er es zum Barkeeper im Offizierskasino der Tommys. In britischer Uniform, nur ohne Rangabzeichen.

Die waren nicht allzu schwer zu beschaffen und Rolf war weg. Auf dem Weg in die Heimat, wo inzwischen Luise in Ruhla auf ihn wartete, machte er Pause auf einem Bauernhof in Südtirol. Da gab es wohl drei bildschöne Töchter und es bedurfte des energischen Einschreitens von Opa Rudi, dass der Junge endlich nach Hause kam. Details sind nicht bekannt.

Am 3. April 1947 wurde geheiratet und 17 Monate später kam ich zur Welt.

In 1949/50 absolvierte Rolf in Gotha einen Crashkurs in Pädagogik und wurde Berufsschullehrer. Das brachte unsere kleine Familie 1950 dann nach Steinbach-Hallenberg, wo eine Berufsschule aufzubauen war und wo 1951 meine Schwester Gisela zur Welt kam.

Obwohl in Ruhla geboren, wurde Steinbach-Hallenberg die eigentliche Heimat und bescherte uns eine unbeschwerte Kindheit.

Nach Arzgrund und Hauptstraße zogen wir um 1954 An der Lahn 25 ein. In diesem Haus sollte unsere Familie dann 50 Jahre leben.

Direkt am Arzberg gelegen, waren wir zusammen mit den Nachbarskindern faktisch immer draußen, auf der Straße, im Gruppich, in der Arzdelle, auf dem Philipswieschen oder sogar hoch oben in der alten Linde. Sommer und Winter. Langeweile? Fehlanzeige.

Unter Rolfs Führung wurde nahe beim Bahnhof und direkt neben dem städtischen Badehaus auf den Trümmern eines Gasometers die Betriebsberufsschule des VEB Werkzeug-Union Steinbach- Hallenberg gebaut und er wurde Schulleiter, eine Position, die er bis in die siebziger Jahre innehatte und die ihn in Steinbach-Hallenberg und der ganzen Umgebung zu einer bekannten und geachteten Persönlichkeit machten. Generationen von Jugendlichen aus dem Haseltal absolvierten in seiner Schule ihre Berufsausbildung.

Unser Vater war ein Macher. Was immer er begann, wurde geplant, sorgfältig ausgeführt und vollendet. Pfusch und leere Versprechungen gab es nicht.

In den 60ern absolvierte er noch erfolgreich ein Abendstudium an der Ingenieurschule Schmalkalden. Für seine Abschlussarbeit konstruierte er eine Kaltpreß-Stumpfschweiß-Zange.

Auch für die vielen kleinen Firmen der Region bildete seine Schule den Nachwuchs aus, er selbst führte Meisterlehrgänge und -prüfungen durch, hatte dadurch einen großen Freundes- und Bekanntenkreis.

Nicht immer zum Vorteil. Wie sich nach 1990 herausstellte, war unser Vater seit den fünfziger Jahren im Visier der Stasi. Ein Zeitungsartikel im Freien Wort über den 17. Juni 1953 zeigt die Kopie einer Karteikarte, auf der er als einer genannt ist, der mit "Staatsfeinden" verkehrt. Friedrich Henschke und Dr. Ullrich waren zwei solche Personen, an die ich mich noch gut erinnern kann. Dazu kam, dass unser Vater Mitglied der Liberaldemokratischen Partei LDPD geworden war, ein beliebter Ausweg, um dem Werben der SED zu entgehen. Er war über Jahre Abgeordneter seiner Partei im Kreistag, besuchte in 1955 und 1956 als Teilnehmer einer gesamtdeutschen Delegation eine UN-Konferenz in Genf um Unterschriften für die deutsche Einheit zu übergeben. Das zugehörige Fotoalbum mit Original-Zeitungsausschnitten verschwand leider mit Koffer bei einem Condor-Flug in 2015.

Die Mitgliedschaft in der "falschen Partei" blieb nicht ohne Folgen. Zeit seines Lebens wurde er, obwohl Direktor einer Berufsschule, bei Beförderungen hinten an gesetzt. Längst waren Lehrer und Ausbilder seiner Schule zu Oberlehrern und Studienräten befördert, er selbst stattdessen von einer schon avisierten Ordensverleihung in Berlin wieder ausgelassen worden. Unser Vater hatte einen gesunden Ehrgeiz und sicher war das alles wenig motivierend. Umso beachtlicher, dass seine Arbeit darunter nicht litt und wir Kinder ihm das nie anmerkten. Schlimmer war, dass solche Titel immer auch mit Gehaltszuschlägen verbunden waren, die ihm versagt blieben. Und als Berufsschuldirektor war man damals nicht fürstlich bezahlt. So kam es, dass in den 60ern im Keller eine Werkstatt eingerichtet wurde und Mama dort für die "PGH Press- und Drehteile" Heimarbeit an der Bohrmaschine machte, um das Budget aufzubessern.

Auch Gisela und ich halfen gelegentlich mit.

Ironie des Schicksals muss man es wohl nennen, das unserem Vater nach der Wende die sog. "Intelligenzrente" aus DDR-Zeiten zunächst gestrichen wurde, weil die ja für "Staatsnähe" stand.

Mamas Familie lebte in Würzburg und Vaters Schwester Helga verschlug es mit ihrem Mann Gerhard Borbe nach Hückelhoven in Nordrhein-Westfalen.

Bis 1961 waren wir des öfteren sowohl bei den einen wie auch bei den anderen zu Besuch. Helga war eine Seele von Mensch, herzlich und intelligent.

Nach dem Mauerbau am 13. August 1961, den wir bei Opa Rudi am Fernseher verfolgten, war das vorbei und auch die Besuche aus dem Westen rissen zunächst ab.

Am eigenen Fernseher verfolgten wir zu Vater's Geburtstag 1963 das Attentat auf John F. Kennedy in Dallas, Texas. Den Tatort, das Schulbuchlager, suchte ich Jahrzehnte später auf.

Legendär waren die Geschenkpakete zu Weihnachten. Noch als wir schon selbst Familie hatten, kamen unsere Eltern bepackt wie der Weihnachtsmann persönlich, mit ihren Geschenken und denen unserer Verwandten. Das ging gelegentlich auch per Wäschekorb.

Nicht nur hart war es, als Mamas Eltern starben und zu keinem dieser traurigen Anlässe eine Reise genehmigt wurde. Keine zwei Autostunden von Würzburg entfernt.

In den 70ern wurde dann der sog. Kleine Grenzverkehr eingeführt, der es unseren Onkels und Tanten aus Würzburg ermöglichte, öfter zu kommen. Das Procedere an der Grenze war so, dass es schon einiger Überwindung bedurfte, wie oft und nachvollziehbar erzählt wurde.

Franz und Theo, die Brüder unserer Mutter, nahmen das trotzdem regelmäßig auf sich und waren immer willkommen.

## Kapitel 4 Urgroßeltern

Rudi's Vater hieß **Oskar Schlenzig, geboren am 6.8.1873**, fast auf den Tag genau 100 Jahre vor seinem Ur-Urenkel Dirk. Von Oskar gibt es ein Foto, zusammen mit seiner Frau. Er ist ein stattlicher Kerl mit sorgfältig gepflegtem Schnurrbart, aber das Bild lässt schon vermuten, was die Familie immer zu berichten wusste: Oskar hatte zu Hause nichts zu melden.

Er war von Beruf Fabrikarbeiter und starb 1936, mit 62 Jahren.



Oskar und Wilhelmine

## **Was in dieser Zeit noch passierte**

*Zwischen 1873 und 1936 war ein ereignisreiche Zeit:*

*1871 fand die Reichseinigung und Gründung des Deutschen Reiches statt, maßgeblich unter Beteiligung Otto von Bismarcks, der bis 1890 Reichskanzler war. Der preußische König wurde als Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser gekrönt.*

*1914 - 1918 Erster Weltkrieg*

*1919 - 1933 Weimarer Republik*

*1933 Ernennung Hitlers zum Reichskanzler und Zeit des Nationalsozialismus*

## Kapitel 5 Kindheit

Geboren bin ich, Jürgen Gerhard Schlenzig, am 7. November 1948 in Ruhla, Thüringen. Sonntagskind und Geburt Nr. 100/48.

Eingeschult wurde ich 1955 in die Grundschule in Steinbach-Hallenberg.

Dort verbrachte ich 8 Jahre und wurde generell als "nicht dumm, aber faul" eingeschätzt. Schien mir besser zu sein, als "bienenfleißig, aber beschränkt".

Meine Zensuren verorteten mich etwa am Ende des ersten Drittels der Klasse. Deutsch war mein Lieblingsfach und Diktate meine Stärke. Da ich gern las und Bücher nur so verschlang, war das nicht überraschend.

Krönung war, als in der 4. Klasse die Deutschlehrerin, Fräulein Auguste Gertenbach, mir Fehler anstrich, die keine waren. Ich merkte das sofort und reklamierte. Nach dem zweiten Vorkommnis dieser Art entschuldigte sie sich bei mir und meinen Eltern.

Ab der 7. Klasse kam fakultativ Englisch dazu, was ich mit Vergnügen wählte und was sich prägend auf mein späteres Leben auswirken sollte.

In der 7. und 8. Klasse rückten aber auch andere Interessen in den Vordergrund, was besonders zu Lasten von Mathematik und Chemie ging.

Damit geriet sogar mein Ziel, auf der Erweiterten Oberschule (Gymnasium) das Abitur zu erwerben und danach zu studieren, in Gefahr.

Zum Glück veranstaltete man dort eine Testwoche für die Bewerber, aber ich hatte es wohl nur den Verbindungen meines Vaters zu verdanken, überhaupt eingeladen zu werden.

Ich revanchierte mich, indem ich von der Steinbacher Gruppe wohl die besten Ergebnisse ablieferte, dann ab 1.9. 1963 täglich nach Schmalkalden zur Schule fuhr.

25 Minuten mit der Eisenbahn, genug Zeit, die Hausaufgaben des Vortags zu erledigen. Und vor der Rückfahrt nachmittags blieb meist Zeit für Vita Cola, Bockwurst und eine Runde Skat.

Wer in Steinbach-Hallenberg aufwächst, bekommt es automatisch mit Sport zu tun. Zuerst mit Wintersport. Meine ersten Ski waren 1,60 m lang, mit einer historischen Bindung. Deutlich älter und länger als ich, der ich wohl gerade erst 5 Jahre alt war.

Schifahren fand in der Arzdelle statt, einem Wiesengrund, nur etwa 5 Minuten vom Haus entfernt. Ich weiß noch, wie mein Vater mir mal ein Ziel setzte: "Wenn du von dort oben ohne Sturz bis hierher kommst, kaufe ich dir ein paar neue Stöcke".

Hatte ich am nächsten Tag. Haselnuss mit blauen Griffbändern.

Kaum war Schnee gefallen, waren wir draußen und es wurden Schanzen gebaut. Von der Vierschanzentournee im Radio kannten wir natürlich die Namen der besten Springer und sprangen um die Wette. Wir waren dabei stets eine Truppe von 6 bis 10 Mann.

Da ich nicht immer so gut abschnitt, wie gewünscht, zog ich eines Morgens allein los, um heimlich zu trainieren. Ich machte einen Absprung wie noch nie und landete auf dem Bauch, wobei die hinteren Enden der Ski mir an den Kopf knallten.

Als ich entmutigt zu Hause den hellen Anorak auszog, klebte der irgendwie am Kopf. Ich hatte mir eine vom Sommerfußball herrührende Platzwunde am Kopf wieder aufgeschlagen und alles war blutverschmiert.

Ein Höhepunkt war das Jahr 1960. Olympiade in Squaw Valley und Helmut Recknagel, ein Steinbacher, wurde Olympiasieger im Spezialsprunglauf.

Eine olympische Goldmedaille kam in unseren Ort und das war unglaublich. Er war Lehrling in der Schule unseres Vaters gewesen und hatte vorher schon zeitweise den Weitenrekord mit 124 m gehalten.

Später waren es Manfred Wolf als Springer (Weltrekord mit 165 m in Planica) und Karl-Heinz Luck in der Nordischen Kombination (Bronze in Sapporo), die es zu sportlichem Ruhm brachten und den Ort in der Welt bekannt machten. Auch zu den Olympischen Sommerspielen hatte es schon ein Fast-Steinbacher geschafft: Siegfried Herrmann aus Unterschönau, ein Langstreckenläufer, war 1956 in Melbourne dabei, aber im Vorlauf verletzt worden.



Einer der Nachbarjungs, Dieter König, trainierte bei Turbine Erfurt und brachte in diesen Jahren fast die gesamte Laufelite der DDR regelmäßig zum Training nach Steinbach und zu einem traditionellen Bergsportfest nach Unterschönau. So kannte ich "Stars" wie May und Matuschewski persönlich und schon bald war ich stolzer Besitzer eines Paar abgelegter Adidas-Laufschuhe.

Über diese Verbindung kamen auch die Schwimmer von Turbine Erfurt im Sommer nach Steinbach ins Trainingslager. Die Trainerin, Marlis Grothe, wohnte bei uns und einer ihrer Schützlinge war der spätere mehrfache Olympiasieger Roland Matthes (Rückenschwimmen).

Eberhard König, Dieters Bruder, war vier Jahre älter als ich, studierte Sport an der DHfK und ging dann als Trainer zu Turbine Erfurt, wurde erfolgreicher DDR-National- und später Bundestrainer der Mittelstrecken-Frauen.

So wie wir Helmut Recknagel nach Squaw Valley vor dem Rathaus begrüßt hatten, so lief es ca. 40 Jahre später dann auch mit Kati Wilhelm, die mehrfach Gold im Biathlon nach Hause brachte. Auch die Goldjungs Frank Ullrich, Sven Fischer und Frank Luck kamen aus dem Landkreis Schmalkalden. Der Oberhofer Armeesport-Klub war mit 16 olympischen Goldmedaillen und 45 Weltmeistertiteln der erfolgreichste Wintersport-Klub der Welt.

Ich selbst war ein vielseitiger Sportler, unter Anleitung unseres Sportlehrers Walter Larbig über all die Jahre regelmäßig bei Kreis- und Bezirksmeisterschaften in Leichtathletik, Turnen und Wintersport dabei. Zu wirklichen Spitzenleistungen reichte es jedoch nicht.

Während der 4 Jahre auf der EOS Schmalkalden schloss ich mich der Sektion Wandern und Bergsteigen der dortigen Sportgemeinschaft an. Unser Stützpunkt war die Jahnhütte auf der Neuhöfer Wiese am Rennsteig.

Dort verbrachten wir in Sommer und Winter viele Wochenenden. Tagsüber mit Wandertouren zu Kletterfelsen wie Koppenstein und Falkenstein. Ich lernte das

Einmaleins des Felskletterns und bezwang Touren bis zum höchsten Schwierigkeitsgrad, was in unseren Bergen die VI ist.

Meinen Patenonkel Gerhard nahm ich einmal auf einem III-er Weg mit auf den Koppstein, was für ihn ein unvergessliches Erlebnis war.

Im Winter waren Skitouren angesagt, bis nach Oberhof, zur Schmücke oder zum Inselsberg. Und nicht im Schongang.

Abends Biertrinken, Singen und derbe Sprüche - eine gute Zeit.

Namen wie Franz Stuber (Hüttenwart seit 1941), Kurt Kubach und Dieter Rothamel gehören dazu.



*Teil der Klasse auf der Jahnütte: Lehrer Karl-Heinz Mücke, Bernd Scheibe, Klaus Wingeß, ich selbst, Siegmund Schmalz, Elisabeth Hepp, Gabriele Roßbach, Dieter Rothamel. (von links)*

1.9.1963. Klasse 9 der EOS Schmalkalden. Naturwissenschaftlicher Zweig.  
Eine verrückte Zeit begann ... mit der Musik der Beatles, die unser ganzes

Leben beeinflussen sollte. Da kam der Vorschlag im Musikunterricht Blockflöte spielen zu lernen wirklich nicht gut an. Ich quälte mich damit die vollen 4 Jahre, hatte im Halbjahreszeugnis regelmäßig eine 5 in Musik ("Jürgen ist versetzungsgefährdet"), die zum Schuljahresende mit Nicht-Flötenthemen auf 4 gebracht werden konnte.

Wir hatten gute Lehrer und viel zu lachen. Nur zwei Beispiele:

Rudi Anders in Mathematik, ein Choleriker und eine Seele von Mensch.

"Schlenzig. Komm vor. Ich gratuliere dir. Du hast es immerhin geschafft, zwei Punkte zu erreichen. Schlechteste Arbeit. Fünf. Setzen." In anschwellender Lautstärke natürlich.

"Rothamel (an der Tafel). Wenn du mal geheiratet hast, schreib mir eine Karte. Bis du nämlich Ja gesagt hast, ist jede Frau davon gelaufen."



*An diesem Tag hatte ich eine Bindehautentzündung und versteckte mich hinter einer Sonnenbrille.*

Karl-Heinz Möhring in Chemie und Geografie, wo er uns die Hauptstädte der Welt einbleute: "Obervolta?" "Ouagadougou, Herr Möhring."

Parallel zum Abitur konnten und mussten wir in diesen 4 Jahren auch eine Berufsausbildung absolvieren und als Facharbeiter abschließen.

Drei Wochen Schule, eine Woche Berufsausbildung war der Rhythmus.

So gesehen haben wir das Abitur damals in 11 Jahren gemacht.

Die Optionen hießen Maschinenbauer, Elektromonteur und Gärtner.

Die Entscheidung fiel leicht, hatte ich doch schon einige Zeit vorher ein Buch über Amateurfunk aus 1923 gelesen. Faszinierend. Also Elektromonteur, was schon mein Opa Rudi war, und außerdem war die Schule meines Vaters der Ausbildungsort.

Meinen Lehrmeister nervte ich regelmäßig mit hochfrequenztechnischen Fragen, was er nicht besonders gern hatte.

Ich: "Herr Luck, ist denn die Resonanzfrequenz für einen Parallel-Schwingkreis eigentlich die gleiche wie für einen Serien-Schwingkreis? Ich finde nur eine Formel"

Er, vor versammelter Klasse: " Jürgen, das ist mal wieder so eine richtig blöde Frage. Wie kann man nur auf die Idee kommen, dass eine Parallelschaltung die gleichen Eigenschaften haben kann, wie eine Serienschaltung? Natürlich nicht." Sorry, Herr Luck. Hat sie doch.

Aber es war verständlich. Statt mit Wechselschaltung und Schützsteuerung, befasste ich mich lieber mit Schwachstrom und Hochfrequenz. Zum Abschluss hatte ich in Theorie eine Zwei, in Praxis eine Drei und er ruinierte mir die Gesamtnote mit einer Drei für die Abschlussarbeit.

In den Abiturprüfungen hingegen sicherte ich mir insgesamt ein Gut, mit genau einer Zwei mehr als nötig.

Im Sommer 1966 erhielt ich die Studienzulassung für die Fachrichtung Technische Kybernetik an der Technischen Hochschule "Otto von Guericke" in Magdeburg.

Dieser neue Abschnitt begann im Herbst 1967, aber davor passierte noch etwas viel Besseres.

Im Sommer 1967 hatten wir Abitur und Facharbeiterabschluss in der Tasche.

Die Lehrlinge der Berufsschule fuhren in den Sommerferien seit Jahren zur "vormilitärischen Ausbildung" in ein Sommerlager der "Gesellschaft für Sport und Technik". Es lag in Breege auf Rügen, wenige hundert Meter vom Strand und mein Vater war dabei Organisator und Chef.

Für 2 Wochen Ostseestrand konnte man vormittags ruhig auch ein bißchen über die Kampfbahn toben, im Sand robben und auf Scheiben schießen. Dafür gab es dann nachmittags genug Zeit zum Baden im Meer, abends zum Feiern und das Bier floss reichlich.

Eines Abends stand eine Tanzveranstaltung im Kurhaus auf dem Programm und ich hatte mich schon mit einer schicken Rothaarigen verabredet. Kurz vorher wurde mir dann die Absage übermittelt. Ein Junge von der Marine hatte mich ausgestochen. Na gut, dann eben mit den Kumpels Bier trinken.

Kurz nach Beginn kam mein Vater zu mir und meinte, dass Freunde an seinem Tisch, die Familie Barthel, ihre gutaussehende Tochter dabei hätten und ich ruhig mal mit ihr tanzen könnte. Kannte ich nicht, aber den Gefallen konnte ich ihm ja tun.

Also ging ich mit zu seinem Tisch. Es folgte eine kurze gegenseitige Vorstellung und dann sprach ich die folgenschweren Worte: "Herr Barthel, darf ich Ihre Tochter zum Tanz führen?".

Was mit großzügiger Geste genehmigt wurde.

Erst jetzt konnte ich das Mädchen richtig anschauen. Erster Eindruck: Sehr knusprig.

Und Augen! Groß und dunkel. So ein Blick konnte einen ziemlich kribbelig machen. Ansonsten schlank und braungebrannt.

Wir tanzten ein paarmal, schlenderten zum Küssen nach draußen, verstanden uns gut und verabredeten uns für den nächsten Tag.

Und nachdem ich dieses Mädchen dann noch im Bikini sah, war alles zu spät. Es war am 24. Juli 1967 und genau ein Jahr später verlobten wir uns, wieder auf Rügen.

## Kapitel 6 Weiter zurück - unsere Vorfahren und ihre Zeit

**Gustav** geboren 13.1.1844 Wintersdorf in Thüringen  
Grubenarbeiter  
verheiratet mit Therese, geb. Schönemann (1845 - 1898)  
gestorben Juni 1916

*1848/49 Deutsche Revolution, führte zu Versammlungs- und Pressefreiheit*

*1849 Scheitern der Paulskirchenverfassung*

*1850 Neugründung Deutscher Bund*

*1864 Krieg von Preußen und Österreich gegen Dänemark*

*1866 Deutscher Krieg, Österreich und Deutscher Bund gegen Preußen*

*1870/71 Deutsch-Französischer Krieg, endet mit Kapitulation Frankreichs*

**Wilhelm** geboren 16.9.1822 Wintersdorf in Thüringen  
Cigarrenfabrikant  
verheiratet mit Sophie, geb. Bernstein (1822 - 1879)  
gest. 21.7.1879

*Dem Deutschen Bund gehören 39 souveräne Fürsten an*

*Erstarken der deutschen Nationalbewegung*

*1834 Gründung des deutschen Zollvereins, wirtschaftliche Einigung  
Einsetzende Industrialisierung und Bau erster Eisenbahnlinien*

**Christian** geboren 17.10.1798 Wintersdorf in Thüringen  
verheiratet mit Christiane, geb. Walter (- 1855)  
gestorben vor 1855

1799 *übernimmt Napoleon in Frankreich die Macht*

1806 *Napoleon erhebt Bayern und Württemberg zu Königreichen  
Preußen verliert in der Schlacht bei Jena und Auerstedt*

1813 *Frankreich wird in der Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen*

1815 *Napoleon verliert in der Schlacht bei Waterloo endgültig  
Wiener Kongress und Neuordnung Europas unter Metternich*

**Gottfried** geboren 1765 ... 1770 Wintersdorf in Thüringen  
Wollkammer  
verheiratet mit Justine, geb. Oßwaldin

ab 1775 *Goethe in Weimar*

1789 *Französische Revolution*

**Gottfrieds Vater** geboren 1735 ... 1745

*Friedrich der Große herrscht in Preußen, aufgeklärter Absolutismus*

1749 *Goethe geboren*

1759 *Schiller geboren*

## Kapitel 7 Studium in Magdeburg

Die Technische Hochschule Otto von Guericke in Magdeburg war spezialisiert auf Maschinenbau. Ursprünglich wollte ich in Karl-Marx-Stadt oder Ilmenau Elektronik studieren, kam eher aus Versehen nach Magdeburg. Das Studium begann mit einem Gießereipraktikum, das ich in Zella-Mehlis absolvierte. Was für eine Schinderei.

Anfang Oktober dann Einzug ins Wohnheim 3 der TH.

Zusammen mit Günter Ohnesorg („Ohne“) und Klaus Hartung ("Kuno" Wimmerzahn, wegen seines Gesangs zur Gitarre). Die Seminargruppe EL67 bestand aus einer Menge vernünftiger Jungs sowie zwei Mädchen.

Einer kam aus Mali, aus einer der wohlhabenden Familien, war selbst aber ein bescheidener Kerl.

Karen Nieber ist heute Professorin für Pharmazie in Leipzig. Dieter Spindler wurde Professor an der FH Friedberg, nachdem er während einer Geschäftsreise im "Westen" geblieben war. Günther Svoboda wurde nach der Wende Technischer Leiter in einer hessischen Grube der Kali & Salz AG. Die weiteren Karrieren waren, soweit bekannt, mehr oder weniger unspektakulär. Die Fachrichtung hieß Technische Kybernetik, eine Kombination aus Elektronik und Automatisierungstechnik.

Es war die Zeit der Operationsverstärker Typ 708 und digitaler Gatterschaltkreise. Wir hatten eine Vielzahl Fächer und immer wieder Prüfungen am Semesterende. Meinem Image "nicht dumm, aber ziemlich faul" war ich treu geblieben und so fanden sich etliche Wiederholungsprüfungen in meinem Studienbuch. Es gab eben Fächer, die gefielen und andere. Mehr von den letzteren.

Außerdem gab es wichtiges zu tun:

1. Musik. Die ganz große Zeit der Beatles, Stones, BeeGees, Lords, Who, Small Faces ... Unser Radio dudelte den ganzen Tag und die halbe Nacht, zu Bier und Monopoly.



2. Amateurfunk. Die TH hatte eine große Kurzwellen-Klubstation DM30G. mit Leuten, die Tempo 150 morsen und sich nebenbei noch unterhalten konnten. Wir begründeten in unserem Wohnheim den kleineren Ableger DM50G, mit einer russischen 20-Watt-Panzerfunkstation im 80-m-Band.

3. Sport. Da Ohne schon erfahrener Judoka war, wählten Kuno und ich das auch, kamen aber nie über den orangefarbenen Gürtel hinaus. Oder nur gelb?

4. Hilfsassistent. Das waren ab dem zweiten Studienjahr begehrte Posten, um das schmale Stipendium aufzufüllen. Allerdings musste ich keine Sorgen haben zu verhungern ...

Mit schöner Regelmäßigkeit kam Christine zum Wochenende nach Magdeburg, mindestens einmal im Monat. Die rotkarierte Reisetasche enthielt dann u.a. das folgende obligatorische Sortiment:

- eine vierkantige harte Salami
- ein Ringel frische Knackwurst mit viel Kümmel, in Plauen Bratwurst genannt
- eine Büchse Hühnerfleisch.

Natürlich war das nicht das Wichtigste am Besuch. Am Samstagabend ging es meist zum Tanz in den "Klosterkeller", wo die Magdeburger Rockszene aufspielte. Das waren exzellente Bands, mit gekonnten Interpretationen der aktuellen Musik.

Außerdem zog es uns immer wieder in eines der besseren Lokale, Interhotel oder Stadt Pilzen, wo wir gut speisten und erlesene Weine tranken. Keine Ahnung mehr, wie das mit unseren beschränkten Mittel ging. Ging aber irgendwie.

Mein Diplomthema hatte mit Operationsverstärkern zu tun. Es ging um deren Eignung für messtechnische Zwecke. Die Arbeit wollte ein Doktorand dann als Zuarbeit für seine Dissertation verwenden. Das Ergebnis meiner Arbeit war, dass diese Schaltung nicht geeignet war.

Es war Ende 1971, das Kapitel Studium war damit erfolgreich beendet und ich  
Diplomingenieur.  
Dachte ich.

## Kapitel 8 Das richtige Leben beginnt

Eigentlich begann es am 27. Juni 1970. Da heirateten wir in Plauen.

Nachmittags um 17 Uhr verließen wir die Feier, fuhren für 2 Tage in ein Leipziger Interhotel, flogen von dort nach Barth an der Ostsee und verbrachten unsere Flitterwochen in Breege auf Rügen. Eine schöne Zeit.

Am 1. Januar 1971 fing Christine dann in der Werbeabteilung des VEB Rechenelektronik Zella-Mehlis an. Chef war Heinz Gißke, ein prima Kerl, der mir von da an über Jahre Aufträge für die Übersetzung unserer umfangreichen Produktdokumentation ins Englische zuschanzte. Ein ansehnlicher und sehr willkommener Nebenverdienst.

Zur gleichen Zeit bezogen wir ein Zimmer in Benshausen. Es war 3,60 x 3,20 groß, Toilette auf der Treppe. Mein Vater baute einen Raumteiler, der von einer Seite Küchenregal und von der anderen Seite Arbeitsplatz war. Multivalente Arbeitsplatte von beiden Seiten erreichbar. Genial. Und wir hatten ein Stereoradio.

Wenn wir die rote Couch abends ausklappten, musste der Couchtisch zuerst vor die Tür gestellt werden. Schlechte Zeiten für Einbrecher.

Da ich von Montag bis Freitag noch in Magdeburg war, war es nicht so schlimm und sollte nicht lange dauern.

Wir wurden schwanger.

Große Aufregung natürlich und wir mussten uns um eine richtige Wohnung kümmern. Da ich bereits einen Vorvertrag im gleichen Betrieb abgeschlossen hatte, waren wir ohnehin schon vorgemerkt für eine Neubauwohnung in Suhl. Schwangerschaft war einer der Gründe, die so etwas erheblich beschleunigen konnten. Also los zur Personalabteilung. Dringend.

Die Aussichten in Suhl waren nicht gut. Nicht vor Ende des Jahres.

Aber in Meiningen, wo man gerade ein neues Werk fertigstellte, könnten wir schon im Mai einziehen und sogar eine Wohnung mit Kinderzimmer haben, was einem Lottogewinn gleichkam.

Mit meinem Vater fuhren wir an einem der nächsten Tage im Trabant nach Meiningen, kamen über den Rohrer Berg und da lag das Städtchen im Sonnenschein. Überredet, wir werden Meininger.

Wir waren die ersten, die in der Utendorfer Str. 133 einzogen, Erdgeschoss. Papierrollos an die Fenster, Klappcouch in die Mitte, Radio davor, Boxen rechts und links, fertig. Wir hatten alles. Und waren glücklich.

Bis zum 23. Oktober 1971, als unsere Tochter leblos zur Welt kam.

Am 1. Januar 1972 war dann mein erster Arbeitstag in Meiningen.

Der Vertriebsbereich hatte mir bessere Aussichten versprochen, als die Entwicklungsabteilung und so landete ich als Programmierer für 860 Mark brutto im Absatz/Marktbearbeitung/Ausland.

Meine neuen Kollegen waren gute Programmierer und reisten im Osten herum, um unser Flugschiffprodukt zu verkaufen: Der D4a, ein Computer im Schreibtischformat, mit einer Magnettrommel als Arbeitsspeicher, einer elektrischen Schreibmaschine als Ein/Ausgabeeinheit sowie Lochbändern als externes Speichermedium. Die Magnettrommel hatte eine Kapazität von 4096 Worten zu je 33 Bits. Programmiert wurde in Maschinensprache und mittels Interpreter.

Damit wurden z.B. Produktionskapazitäten geplant und für Vorführungen hatten wir ein Programm namens Länderraten. Sehr spannend.

Meine Aufgabe war so definiert, dass ich für eine Vertriebsregion verantwortlich sein sollte, dort den Verkauf organisieren, Kunden schulen und auch gemeinsame Projekte realisieren sollte.

Was alles so ging: Den Umschlag der Programmierdokumentationen dominierte ein diagonal angeordneter Lochstreifen. Sobald ich den Code beherrschte, übersetzte ich denselben und war überrascht: "Die Mädchen werden böse meist wenn man sie in die ... na na na" stand da. Und das wurde tausendfach an Kunden verschickt.

Vertriebsbereich war der gesamte Ostblock, im Westen war wenig zu tun. Vielleicht weil ich ein Sonntagskind bin, wurde mir Ungarn zugeteilt. Ein Traum, weil Ungarn für den DDR-Bürger fast wie Westen war. Und so blieb mir auch die Sowjetunion erspart, wo die meisten meiner Kollegen aus Vertrieb und Kundendienst wochenlang unterwegs waren.

Im Mai war ich endgültig als "Reisekader" bestätigt und es ging los. Um für einen DDR-Betrieb im Ausland tätig sein zu können, musste man "Reisekader" sein, letztendlich von Partei und Staatssicherheit bestätigt. Es gab verschiedene Ebenen:

- Reisekader SW (sozialistisches Wirtschaftsgebiet)
- Reisekader NSW (nichtsozialistisch) und Stationierungskader SW
- Stationierungskader NSW

Das Einstiegsniveau hatte ich erreicht. Und wollte mehr. Traum war für 4 oder 5 Jahre mit Familie in einer Handelsvertretung im Westen stationiert zu sein.

Mein Kollege Werner Kunath war schon in Belgrad gewesen (galt als NSW) und bereitete sich gerade auf Kairo vor. Einer der Kundendienstingenieure ging nach Venezuela. Das waren doch Perspektiven! Allerdings mit Hürden gespickt. Niemals kam einer auf Anhieb dahin, wo man ihn eingeplant hatte und oftmals scheiterte es im letzten Moment.

Es war kalter Krieg, solche Personalfragen wurden weder fachlich noch nachvollziehbar entschieden.

Mein Job war phantastisch. Ich bekam den Jahresexportplan für Ungarn als Vorgabe und hatte weitgehend selbst die Erfüllung zu sichern. Kunden gewinnen, Preis- und Vertragsverhandlungen vorbereiten und durchführen, Kundenprojekte konzipieren und umsetzen, Kundenpersonal schulen. Die Reiseplanung oblag mir, innerhalb begründbarer Grenzen, die finanzielle Ausstattung war so, dass man nicht in den allerbesten, doch in erstklassigen

Hotels wohnen konnte. Budapest war ein Traum, die Menschen supernett, die Sprache nicht zu verstehen, klang aber gut.

Beim Einstieg in diese Welt waren ein paar Kollegen sehr hilfreich: Otto Horn, mein erster Abteilungsleiter, von dem ich auf einigen gemeinsamen Reisen lernte, dass man auch nach einer Safttour am nächsten Tag pünktlich zur Arbeit antritt, um jeden Preis.

Oder Karl-Otto Petri, der nach 2 Jahren im Budapester Büro perfekt Ungarisch sprach, den Ungarn ihre Grammatik und Geschichte erklärte. Exzellenter Mann.

Von jeder Reise kam ich mit Dingen zurück, die es zu Hause nicht gab, konnte meine Familie halbwegs für das Alleinsein entschädigen, war im Freundeskreis als "Weltenbummler" anerkannt und sicher auch beneidet.

Eines Tages wurde ich zum Vertriebsdirektor gerufen. Er erzählte mir, dass man in England seit geraumer Zeit ein Joint Venture betreibe und ich dort zur Ablösung eines anderen Kollegen eingeplant sei. Unglaublich!

Zum Glück wusste ich schon, dass das nicht immer so geht und hielt die Vorfreude im Rahmen.

Unser erster Trip nach London fand dann auch erst 1990 statt.

## Kapitel 9 TOPSY

Nein, keine Freundin. Auch kein Hund.

Irgendwann in 1972 teilte mir die TH Magdeburg mit, dass meine Diplomarbeit nicht akzeptiert worden sei. Damit war ich Hochschul- statt Diplom-Ingenieur.

Blamabel. Ich bestand auf einem Termin mit meinem Betreuer und dem zuständigen Professor, in dem ich ordentlich fertiggemacht wurde. Das

Problem war, dass Professor Sahner kurz vor dem Ruhestand und ein Spezialist für Elektronenröhren war. Und mit diesem Hintergrund erklärte er

mir, welche groben Fehler ich gemacht hätte. Die Grundregeln bei

Operationsverstärkern waren jedoch etwas anders, kurz gesagt, er erzählte fachlichen Unsinn, was mir aber nichts nützte. Sicher hatte ich es mir auch

etwas einfach gemacht, aber das war nicht entscheidend gewesen. Mit hängenden Ohren fuhr ich nach Hause. Peinlich hoch drei.

Allerdings konnte man auch als Externer eine Diplomarbeit einreichen.

Am nächsten Tag setzte ich mich also mit Hans Ballmann zusammen, der inzwischen mein Chef war. Ich beichtete ihm den Sachverhalt, schlug ihm ein neues Diplomthema vor und bat ihn, es zu betreuen.

Unsere Computer hatten gerade externe Speicher bekommen. Bis zu vier Trommelspeicher konnten zusätzlich angeschlossen und genutzt werden.

Luxus, zusätzlich 16K x 33 Bits.

Allerdings mussten die kompliziert in Maschinensprache angesprochen werden. Gebraucht wurde ein Betriebssystem, um diese neuen Speicher komfortabel zu nutzen.

Mein Thema. Arbeitstitel: TOPSY wie Trommel-orientiertes Programmsystem.

Mit einem Nettoeinkommen um 700 Mark kam man damals auch in der DDR nicht weit. Für findige Leute gab es jedoch das Neuererwesen. Kurz gesagt, wer einen Vorschlag zur Verbesserung von Produkten oder Verfahren machte, dem winkte bei Umsetzung eine Beteiligung am Nutzen.

Viele Leute verdienten sich damit ein schönes Extraeinkommen.

Und so machte ich mein neues Diplomthema auch zum Gegenstand eines Verbesserungsvorschlags.

Das Programm wurde fertig, wie auch die Diplomarbeit und in einem anderen Fachbereich der TH Magdeburg eingereicht. Und dann war ich in 1973 endlich Diplomingenieur, Prädikat Gut.

TOPSY wurde in die Programmbibliothek übernommen und gut verkauft. Mein Anteil war definiert und so konnte ich anhand der Verkaufszahlen schon mal meinen Profit ausrechnen. Es lief extrem gut.

Als mein Anteil sich einem Betrag von unglaublichen 25.000 Mark näherte, (mehr als zwei Jahresbruttoeinkünfte) begann ich mich um die Auszahlung zu bemühen. Und die Blase zerplatzte.

Das war einfach zu viel und leicht verdientes Geld. Nach 6 Monaten und Kampf bis hoch zum Betriebsdirektor und Bezirksneuererzentrum hatte ich verloren, bekam nicht eine Mark und die betrieblichen Vorschriften waren rückwirkend angepasst worden: "Studienaufgaben können keine Neuererprojekte sein."

## Karriere

Eine weitere Chance schien sich 1974 zu ergeben:

Die DDR hatte mit Continental in Hannover einen Großauftrag über Reifen abgeschlossen. Um Devisen zu sparen, wurde ein Gegengeschäft organisiert. Continental sollte neueste Datenerfassungstechnik für seine Produktionslinien von uns bekommen. Das System hieß HADES 1600. Schon der Name, die griechische Welt der Toten, war unglücklich gewählt.

Drei Techniker sollten das System in Hannover betreuen, mit wöchentlicher Rotation. Und ich war ein Kandidat. Wechselte deshalb 1974 vom Vertrieb zum Kundendienst, was kein Aufstieg war, aber die Aussicht in Hannover zu arbeiten, war verlockend.

Natürlich klappte es nicht und ich fand mich in einer bulgarischen Pharmafabrik wieder. Pharmachim, mit Nikolai Nikolajew, einem umtriebigen IT-Direktor. "Jürgen, wir brauchen nicht unbedingt eure Technik, aber ich will deutsche Leute hier haben, damit meine Mannschaft das Arbeiten lernt."

Der Einsatzrhythmus war 4 Wochen zu Hause und 4 Wochen in Sofia. Bulgarien ist ein wunderschönes Land und die Menschen sind sehr gastfreundlich. Nach mehr als 10 Jahren Russischunterricht war es auch nicht so schwer, Bulgarisch zu sprechen.

Nach wenigen Jahren wechselten dann die Auftraggeber: Eine große Textilfabrik im rumänischen Bukarest sowie eine Werkzeugfabrik in Brasov. Rumänien und seine Menschen waren gewöhnungsbedürftig. Anders als die Bulgaren versuchten sie zu betrügen, wo immer es ging. Viele wahre Erlebnisse kann man nicht erzählen, weil jeder sie für eine krasse Übertreibung hält. Außer denen die dort waren.



Konnte man anfangs als Ausländer mit seinem Spesensatz noch gut leben, verschlechterten sich die Bedingungen Ende der Siebziger rapide.

Und dann kam der Anruf von Manfred Tumma, der damals Vertriebsdirektor war und den ich aus seiner Zeit in der Bukarester Handelsvertretung gut kannte:

"Jürgen, du warst ja in der Bestätigungsrunde für unser Büro in Kairo. Jetzt hatte ich aber dringend jemand für das Büro in Prag benötigt. Da habe ich dich ohne zu fragen umgesetzt und heute die Nachricht bekommen, dass du nicht bestätigt wirst."

Das war das Aus für jede Karriere im Vertrieb.

Ich begann mich anderweitig umzuschauen und kam mit Bruno Übner ins Gespräch. Er war Chef der TKO (Qualitätskontrolle) in Meiningen.

Wir wurden uns schnell einig und in 1982 wechselte ich als Gruppenleiter dorthin. Das passte gut mit meiner Ausbildung und Erfahrung zusammen und im Folgejahr war ich bereits Abteilungsleiter Produktionskontrolle. Die direkte Arbeit mit Kunden, die ich im Vertrieb gelernt hatte, war entscheidend für die richtige Einstellung in der Qualitätssicherung. Ausserdem hatte ich über die Werksbibliothek regelmäßig Zugang zu westlichen Fachzeitschriften, konnte wichtige Entwicklungen verfolgen und in meine Arbeit einbeziehen. Ein spannendes Arbeitsgebiet, wo ich auch zwei Patentanmeldungen initiieren und eine davon abschließen konnte.

In 1988 wurde das Werk in Meiningen für die Produktion von Festplatten-Speichern umgerüstet und mit Reinräumen ausgestattet. Das verlief unter strengster Geheimhaltung weil alles Technologie war, die unter Embargo aus dem Westen ins Land gebracht wurde.

Der Werkdirektor wurde Beauftragter für dieses Projekt, der Produktionsleiter wurde Werkdirektor und ich stieg im Sommer 1989 zum Produktionsleiter dieser 1200-Mann-Firma auf.

Das war deutlich stressiger als vorher, hatte ich es doch mit erfahrenen Bereichsleitern zu tun, die ihren Job verstanden und ihre Interessen durchzusetzen gewohnt waren. "Wenn in diesem Büro einer laut wird, dann bin ich das" war die Devise.

Bruttolohn für diese Position war 1.980 Mark. Christine kam auf ca. 1.500 Mark, womit wir für DDR-Verhältnisse ein gutes Leben führen konnten.

Und dann kam der Herbst 1989.

## Die Wende 1989/90

Immer mehr Menschen verließen das Land. Spätestens seit die DDR in Folge der Ölkrise in den Siebzigern neben jedes der unzähligen Erdöl-Heizkraftwerke in einem beispiellosen Kraftakt jeweils noch ein Braunkohle-Kraftwerk gestellt hatte, war das Land wirtschaftlich und finanziell am Anschlag. Parallelen zur heutigen Energiewende drängen sich auf.

Als Gorbatschow Parteichef der KPdSU wurde und eine Politik von "Glasnost" und "Perestroika" nicht nur verkündete, sondern auch einleitete, fühlte sich die SED auch an dieser Front unter Druck. Höhepunkt war das Verbot einer sowjetischen deutschsprachigen Zeitschrift, des Sputnik, in der DDR. Ein beispielloser Vorgang.

Nach den Erfahrungen meines Vaters war ich mit 18 Jahren freiwillig in die SED eingetreten. Ich wollte dieses Land, das ja meine Heimat war, mitgestalten.

In der Rückschau gab es unter SED Mitgliedern drei Kategorien:

- die Hundertprozentigen, die glaubten und nachplapperten, was von oben kam
- die Mitläufer, die dabei waren, aber nicht auffallen wollten
- die Pragmatiker, die wussten, dass es viel zu tun gab, man dabei sein musste, um etwas zu bewirken und sich mit Augenmaß engagierten.

Auch unter den Nicht-Mitgliedern gab es solche Kategorien:

- die aktiven Verweigerer, relativ wenige Leute, die überwiegend auch kirchlich engagiert waren und später meist bei Bündnis90/Grüne landeten
- die Passivisten, die einfach ihre Ruhe haben und sich in keiner Weise engagieren wollten. Von dieser Kategorie machten viele später nur deshalb Karriere, weil sie eben nicht SED-Mitglied gewesen waren.

Im Laufe des Jahres 1989 spitzte sich die Situation zu. Da die DDR-Grenze faktisch unüberwindlich war, reisten viele nach Ungarn, Rumänien oder Bulgarien und versuchte dort über die Grenze zu kommen. Tausende flüchteten einfach in eine deutsche Botschaft in diesen Ländern.

Im Land selbst fanden Montagsdemonstrationen statt, wo freie Wahlen und Öffnung der Grenzen gefordert wurden. Die Staatsführung gab dem Druck schrittweise nach und die Menschen wurden immer selbstbewusster.

Dann kam der 9. November 1989, und die berühmte Pressekonferenz, in der Schabowski von einem ihm zugesteckten Zettel ablas, das jeder DDR-Bürger ohne besondere Voraussetzungen ausreisen darf. Die Frage ab wann das gelte, beantwortete er schulterzuckend mit "Ab sofort".

An diesem Abend fiel symbolisch die Berliner Mauer und die "Wende" begann. Von nun an standen die Trabant, Wartburg, Skoda und Lada Schlange an den Grenzübergängen. Am nächsten Tag fuhr ich mit Mark nach Würzburg, um unsere Verwandten zu besuchen. Historisch.

Dirk lag mit Beinbruch im Krankenhaus und Christine wollte ihn nicht allein lassen, falls "die Grenze wieder zugemacht wird".

## Kapitel 10 Alle unsere Autos

Autos waren ein zentrales Thema im DDR-Leben. Mit einer Wartezeit um die 10 Jahre und mehr musste man sich schon was einfallen lassen. Und einen Trabant wollten wir nicht.

In 1972 gab es über Christines Vater einen (1) Wartburg 311. Baujahr wohl in den späten Fünfzigern, grau. Das wurde bald in Orange geändert, per Spraydose.



In 1976 war dann Christine's Mama mit einer Neuwagenbestellung an der Reihe. Wir kauften (2) den funkelneuen Skoda S100. Original in weiß, aber umgehend mit giftgrünen Streifen, Sportlenkrad, Automatikgurten und Zusatzscheinwerfern veredelt. Er brachte uns 1977 an die bulgarische Schwarzmeerküste.



Die Baureihe hatte aber ein Problem. Massiver Rostbefall in den Türen. Bevor das richtig ausbrach, wurde der Wagen 1978 verkauft.

Opa Ernst wurde in diesem Jahr Rentner, stieg auf Trabant um und überließ uns seinen beigen Shiguli 1200 (3), der alsbald rot lackiert wurde.



Wenige Jahre später wollten wir weiter aufsteigen. Ein Lada 1500 war der Traum. Der kostete neu 25.000 Mark, aber wir hatten keine verwertbare Bestellung im Familienkreis. Also gebraucht. Die kosteten nach 5 Jahren und mit 50.000 Kilometer Laufleistung um die 35.000 Mark. Ja, 10.000 Mark mehr als neu. Wir waren bereit und mit Mobilisierung aller Reserven auch in der Lage dazu.

Dann begann ich zu grübeln. Es waren in den Jahren vorher schon stoßweise mal Golf oder Mazda 323 importiert und in Berlin verkauft worden. Was, wenn solche Importe Alltag würden, damit Wartezeiten reduziert und Preise für Gebrauchtwagen fallen würden? Ein Alptraum.

Es gab noch ein solches Importauto, der Citroen GSA. Der war für unglaubliche 40.000 Mark überwiegend an Ärzte verkauft worden. In Meiningen fuhr einer davon. Das war gerade 5 Jahre her und was würden die wohl kosten? Das konnte ja kaum noch mehr geworden sein.

Richtig spekuliert. Eine Zeitungsanzeige brachte 5 Angebote, alle um die 36.000 Mark. Wir kauften einem Zahnarzt in Seebach sein weißes Exemplar ab, Garagenwagen natürlich und nur im Sommer gefahren.



Das Auto (4) war ein Traum, ein Hingucker wo immer man damit auftauchte. Luftfederung und für die linke Spur gebaut.

Originalton Opa Ernst: Ihr lebt heute so wie ihr es morgen verdient.

Nach 2 oder 3 Jahren wurde dann die erste Reparatur fällig, ein Vorderradlager. Kosten 1200 Mark, mehr als ein Monatsbruttogehalt.

Das wollten wir nicht so oft erleben. Das Auto wurde bald zum Einstandspreis verkauft. Kein Verlust und viel Spaß gehabt.

Dann ging es nicht mehr so feudal weiter, sondern man musste nehmen, was es gab:

Ein Moskwitch 1500 (5) killte mich fast, als ohne Vorwarnung ein Kabelbrand losging. Innerhalb von Sekunden war der Innenraum in giftige Dämpfe eingehüllt. Zum Glück auf dem Parkplatz, und ich konnte es schnell stoppen. Die verschmorten Kabelbäume konnten separiert und neu isoliert werden. Dann musste der auch schnell weg.

Der darauffolgende Dacia (6) war wohl das Schlimmste. Kein Komfort und Macken über Macken.

So schlugen wir uns durch bis 1988, als unsere erste eigene Bestellung reif zur Auslieferung war.

Ein Lada 2101, das zweite fabrikneue Auto und Nummer 7.



Und jetzt passierte das, weswegen ich seinerzeit keinen gebrauchten Lada 1500 gekauft hatte:

Ende 1989 brachen DDR und Ostblock zusammen, der Automarkt wurde überschwemmt und vom Kopf auf die Füße gestellt.

Glücklicherweise gelang es Christine, den Wagen noch Anfang 1990 in ein Dorf bei Meiningen zu verkaufen, die wohl noch nichts davon gehört hatten, zum Einkaufspreis.

Um das Thema Auto abzuschließen:

Audi 80 in 1990 (8), für Christine ein Ford Fiesta (9)

Audi 100 in 1991 (10), für Christine ein Suzuki Vitara (11)

Citroen CX in 1991 (12) und 3 Jahre später nochmal (13), noch ein Vitara (14).

Mercedes 300 TD etwa in 1996 (15), E 300TD (16).

Dann wurde es dekadent: S500 (17), für Christine ein SLK320 (18).

Dann Volkswagen Touareg V6 (19) und Phaeton V10 (20).

Die Qualität dieser beiden war so, dass ich beschloss, auf Japaner umzusteigen. Also Nissan Murano (21) und Lexus RX 400h (22).

In Panama dann ein Toyota FJ Cruiser (23), Toyota 4Runner (24) und derzeit (25) ein Subaru Outback.

Mehr als 350.000 km mit Japanern bisher und keine Probleme.



## Die Wende ... zum Besseren

Ende 1989 begann ein neuer Abschnitt, für Deutschland und für uns.

Die Öffnung der Grenzen eröffnete uns völlig neue Perspektiven. Klar war aber auch, dass man auf sich geänderte Spielregeln einstellen musste.

Mit der gerade angelaufenen Festplattenproduktion hätte mein Arbeitgeber Robotron im abgeschotteten RGW-Wirtschaftsraum eine goldene Nase verdient. Mit der Öffnung des Marktes waren wir trotz niedriger Löhne nicht dauerhaft konkurrenzfähig. Da gerade Personalcomputer in die Unternehmen einzogen, schlug ich in der Geschäftsleitung vor, Komponenten im Westen einzukaufen, bei uns zu montieren und über unsere bestehenden Vertriebskanäle in den Osten zu verkaufen. Der Werkleiter hielt davon nichts, sondern war optimistisch, dass die Festplatten uns im Geschäft halten würden. Das sah ich nicht so positiv. Anfang 1990 kündigte ich deshalb meinen Anstellungsvertrag und meldete ein eigenes Gewerbe an: CoCoSoft stand für Computer Consulting Software.

Personalcomputer waren neu, der Bedarf riesig und ich kannte mich ganz gut aus.

Dann erreichte mich ein Anruf aus der Stadtverwaltung. Im Büro des Bürgermeisters lag die Anfrage eines hessischen Unternehmers, der im Osten eine Zweigstelle seiner Firma aufmachen wollte.

Ich traf Dr. Klaus-Dieter Hoffmann aus Büdingen auf Schloss Landsberg, wo er seine Firma und Pläne vorstellte, ich meine Erfahrungen schilderte.

Alles passte. Hoffmann hatte eine kleine Software-Entwicklungsfirma, Umsatz 600.000 DM, begriff aber schnell, dass wir zuerst mit Hardware gute Geschäfte machen könnten. Die Dr. Hoffmann GmbH wurde am 1.6.1990 gegründet, ich wurde der für den Osten zuständige Geschäftsführer. Grundgehalt 6.000 DM, 10% Provision auf Umsatzgewinne sowie ein Audi 80 als Geschäftswagen.

Wir belieferten zuerst die TU in Ilmenau, die FH Schmalkalden, dann verkauften wir Kyocera Festplatten und selbstmontierte Personalcomputer über Robotron in die Sowjetunion.

Wir eröffneten ein Büro in Dresden, reisten zu Akquisitionsgesprächen nach

Prag, Minsk, Budapest und Sofia. Größenwahn in Aktion.

Die Firma machte in 1990 ca. 6 Mio. Umsatz, ich kassierte im Monat durchschnittlich 15.000 DM Gehalt, fuhr inzwischen einen Audi 100.

Wir bauten ein Haus in Suhl und wollten im August 1991 dort einziehen.

Ich lernte Kapitalismus im Schnellkurs, und es war großartig.

Was bei 15-Stunden-Arbeitstagen und Geschäftsreisen zu kurz kam, war die Familie. Für Dirk war es mit 17 Jahren eine schwere Zeit ohne Orientierung und ich war keine Hilfe. Mark war als Leistungssportler in der Spur.

Dann kam das Jahr 1991 und für unsere Lieferungen in den Ostblock gab es keine Hermesbürgschaften mehr. Aus null Risiko wurden von einem Tag zum anderen 100% Risiko. Keine Chance für uns.

Neuorientierung, Umsatzrückgang. Hoffmann lebte inzwischen auf großem Fuß, S-Klasse Mercedes, und hatte sich mit einer von der Treuhand gekauften Villa in Dresden auch ordentlich verschuldet. Als die Firma weniger abwarf, als vorher, musste er regelmäßig bei seiner Bank antanzen.

Um Kosten zu senken, begann er meine Mitarbeiter ohne Rücksprache zu kündigen. Damit sabotierte er aber meinen Plan zum Aufholen.

In einem denkwürdigen Meeting Ende August 1991 stellte er mich dann vor die Alternative: Entweder so wie er es will, oder ohne mich. Er war sicher, dass ich nicht ausscheren würde. Ich hatte immer noch ein gutes Gehalt, unser Haus in Suhl war teilweise von ihm finanziert und die GmbH sollte am 1.9. als Mieter dort einziehen.

Nach einer schlaflosen Nacht teilte ich ihm mit, dass ich ab 1.10. nicht mehr für ihn arbeiten würde.

Im September wurde zweigleisig gefahren.

Im Oktober erreichte uns eine Schadenersatzforderung über mehrere hunderttausend DM und Klageandrohung. Einer meiner Leute hatte gepetzt, ihm das nötige Datenmaterial geliefert.

Der Rechtsstreit ging über Jahre, brachte viel Stress, graue Haare, eine Lektion

in Sachen Menschenkenntnis und ging am Ende glimpflich für uns aus.

Seit 1.10.1991 firmierten wir unter  
Dipl.Ing. Jürgen Schlenzig  
Intelligente Computeranwendungen.

Christine war Finanzchef und Seele vom Geschäft. Helmut Fiedler agierte als Vertriebschef.

Bis 1998 waren wir zeitweise 8 Mann und machten bis zu 3,5 Mio. DM Umsatz, meist mit Hardware und Netzwerken. Darunter auch große Aufträge für das Bonner Gesundheits- und Erfurter Justiz- und Innenministerium. In Suhl und Meiningen betrieben wir Computershops.

1996 hatte Dirk begonnen, in Schmalkalden Informatik zu studieren. Computer waren auch seine Welt und er hatte schon in der Meininger Schule Kurse geleitet.

Jetzt kam Sun aus Amerika mit einer ganz neuen Internet-Programmiersprache namens Java. Dirk und sein Kommilitone Frank Schröder saßen nächtelang, bauten eine eigene Entwicklungsumgebung und nützliche Tools. Sie waren Teil einer weltweiten Community, ganz vorn mit dabei bei einer neuen und aufregenden Entwicklung. Beeindruckend.

In 1998 begannen wir die Zusammenlegung unserer Firmen zu besprechen, mit dem Ziel ein großer Software-Entwickler zu werden. Im Februar 1999 war es soweit. Nach umfangreichen Vorarbeiten gründeten wir die  
**SCHLENZIG INFORMATION & TECHNOLOGY AKTIENGESELLSCHAFT.**

Festzuhalten bleibt, dass diese Gründung bis heute unserer Familie ein arbeitsreiches, erfülltes und komfortables Leben sichert, sowie mehr als 20 Mitarbeitern ein gutes Einkommen.

Eine Leistung, auf die wir alle stolz sein können.

Was mich über die Berufsjahre begleitete, war das Lehren.

Bei Robotron gab ich Programmier- und Technikkurse für unsere Kunden.

An der Fachschule Eisleben war ich 2 Jahre Dozent im Fach Mathematische Kybernetik, und hatte dabei meine eigene Frau in einer Seminargruppe, die Ingenieurökonomie im Abendstudium absolvierte. Sie schaffte das, als zweifache Mutter und neben der Arbeit.

An der Berufsakademie Thüringen lehrte ich zwei Jahre über Portaltechnologie und 1999 hatte ich mich an der Fachhochschule Schmalkalden um eine Professur beworben. Diese Ausschreibung wurde jedoch zurückgezogen.

## Unsere Kinder und Enkel

Nach unserer Tochter in 1971 kam dann endlich Dirk in 1973 zur Welt und 1978 folgt Mark. Beide gesund und munter, unzertrennlich.

Oft lauschten wir abends an der Kinderzimmertür, wenn der Große dem Kleinen Geschichten erzählte.

Sie wachsen in Meiningen auf, haben noch ihre Großeltern und jedes Jahr geht es auf Urlaubsreise. Entweder im Land an die Ostsee, oder in die Länder, die für uns erreichbar waren: Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien.

Dirk macht sein Abitur im Jahr der Wende noch in Meiningen, Mark wechselt die Schule als wir 1991 nach Suhl ziehen.

Beide sind sportlich und im Radsportverein aktiv. Wir bereisen Deutschland um bei Rennen dabei zu sein. Mark schafft es sogar bis auf nationale Ebene.

Dirk befasst sich in den Jahren mit Computern, gibt schon Kurse für Mitschüler. Er legt damit den Grundstein für seine berufliche Zukunft.

Dirk heiratet Susie in 1995 und Mark heiratet Leila in 2008.

In 1996, mit 47 bzw. 46 Jahren werden wir Großeltern, als Kim zur Welt kommt. Alle sind happy.

Es folgen Jo, Sunny, Jack und in 2013 noch Jules und 2016 folgt Shila.

Wir haben die besten Enkelkinder der Welt.

## Das Jahr 2008

Wir haben seit der Wende einige Länder besucht und schon immer damit geliebäugelt in der Sonne zu wohnen: Singapore, Kuala Lumpur, Dubai, Teneriffa, Florida, Kalifornien und Texas.

In 2007 können wir das ernsthaft ins Auge fassen, da die Firma stabil ist und unsere Söhne sie führen können.

Florida streichen wir wegen der Hurricanes. Teneriffa besuchen wir zweimal und streichen es auch. Im Frühjahr 2008 planen wir eine Erkundungsreise nach Kalifornien und Texas. Schon vor der Ankunft in LAX wissen wir, dass auch Südkalifornien frische Tage hat und der Pazifik dort ist sowieso ziemlich kalt. Also direkt auf nach South Padre Island, vor der texanischen Golfküste, unmittelbar an der Grenze zu Mexiko. Wir besichtigen eine Woche lang Häuser, freunden uns mit einem Makler und einem Herzchirurgen an, essen täglich frische Shrimp und Austern - und fahren mit 2 Optionen nach Hause.

Eine davon ist eine 3-geschossige Villa mit 6 Schlafräumen und Bootshaus samt Boot. Das geht nur mit der ganzen Familie, was aber außer uns niemand will. Das andere ist ein erschwingliches Haus, mit wenigen hundert Meter Fußweg zum Strand. South Padre ist cool.

Wenige Wochen später fällt der erste Hurricane der Saison dort ein und wir disponieren um. Wohin jetzt?

*Man muss an jedem Tag des Jahres, um Mitternacht, im Freien, leicht bekleidet seinen Rotwein trinken können. Soweit unsere Schlüsselkriterien.*

Dann sollte es weitgehend frei von Hurricanes und Erdbeben sein, sowie eine vernünftige Business-Infrastruktur haben. Das brachte uns auf Panama.

Und die Recherchen im Internet bestärkten uns, auch wenn wir noch nie dort gewesen waren. Allerdings hatte ich schon eine kleine offshore Firma dort.

Das Playa Blanca Resort am Pazifik sah überwältigend aus. Zumindest der Masterplan, und der Entwickler schien das nicht zum ersten Mal zu machen. Es wurde Kontakt aufgenommen und nach einem Apartment gesucht. Die Founders Towers waren gerade kurz vor Fertigstellung und angeblich so gut wie ausverkauft.

Im August 2008, aus dem Marriott Hotel direkt am Toten Meer, wies ich unsere österreichische Bank an, eine Anzahlung an eine Bank in Panama City zu leisten. Wir kauften ein Apartment, das wir noch nicht gesehen hatten, in einem Land, in dem wir noch nie gewesen waren.

Wie sollte das ausgehen? Gut natürlich. Mit Hindernissen.

Unser Apartment sollte im September fertig sein. Wir reisten an. Die zwei Stunden Fahrt aus der Hauptstadt nach Playa Blanca gaben uns einen ersten gemischten Eindruck von Panama. Am Ziel angekommen waren wir begeistert. Nur war der Tower noch eine Baustelle. Aber wir konnten uns schon mit 2 Klappstühlen auf die Loggia setzen und aus dem 11. Stock über den Pazifik schauen. Umwerfend, und das sollte bald unser alltäglicher Ausblick sein. Einzug war dann im Dezember 2008, nachdem wir uns ab 1.10.2008 in Deutschland wirksam abgemeldet und dort auch keine "wirtschaftlichen Interessen" mehr hatten, wie das Außensteuergesetz es verlangt, wenn man kein deutscher Steuerbürger mehr sein will. Eine winzige Kleinigkeit hatte das Finanzamt übersehen ... und wir hatten keine Beschwerde eingelegt.

Zur Wendezeit passierte in einem fernen Land auch Bemerkenswertes: In der Operation *Just Cause* griffen die USA, als Schutzmacht des Kanals, militärisch in Panama ein und verhafteten den Diktator Manuel Noriega. Panama wurde eine Republik.

## Generationen-Übersicht

- 16    Kimberly    geb. 1996, Schmalkalden  
          Joanne        geb. 2000, Erfurt  
          Sunny         geb. 2003, Suhl  
          Jack         geb. 2006, Erfurt  
          Jules         geb. 2013, Erfurt  
          Shila         geb. 2016, Erfurt
- 15    Dirk         geb. 1973 in Meiningen  
          Mark         geb. 1978 in Meiningen
- 14    Jürgen       geb. 1948 in Ruhla  
          Gisela        geb. 1951, Steinbach-Hallenberg  
                    (meine Schwester)
- 13    Rolf         geb. 1920 in Ruhla (Werkzeugmacher)  
          Helga        geb. ca. 1925, Ruhla (Schwester von Rolf)
- 12    Rudi         geb. 1897 in Gotha (Monteur)
- 11    Oskar        geb. 1873 in Wintersdorf (Galvaniseur)  
          Max         geb. 1879 (Bruder von Oskar)





- 10 Gustav geb. 1844 in Wintersdorf / Thr.  
(Grubenarbeiter)
- 9 Wilhelm geb. 1822  
(Cigarrenfabrikant!)
- 8 Christian geb. 1792
- 7 **Gottfried** geb. 1765 ... 1770, Wintersdorf / Thr.  
(Wollkämmer)
- 6 Gottfrieds Vater geb. 1735 ... 1745
- 5 Gottfried's Großvater geb. um 1715
- 4 Gottfried's Urgroßvater, geb. 1690
- 3 Ur-Schlenzig sein Enkel, geb. um 1655
- 2 Ur-Schlenzig sein Sohn, geb. um 1635 bei Leipzig
- 1 Der Ur-Schlenzig, geb. um 1610 in Schlenzig / Westpommern  
(Soldat im 30-jährigen Krieg unter König Gustav II. Adolf)